

Verstehst Du auch, was Du liest

**Sengelmann, Heinrich
Matthias**

**Heinrich Matthias Sengelmann - Verstehst Du
auch, was Du liest?**

Vorwort

Ich bin der Meinung, es sei an der Zeit, von unseren Vätern und Müttern im Glauben zu lernen, was und wie sie geglaubt haben. Viel Wissen ist im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen, und dafür ist manche Torheit ins Christentum eingeflossen.

Deshalb gibt es die Glaubensstimme, und deshalb gibt es auch die Bücher, die Ihr hier herunterladen könnt. Manche Autoren sind Euch sicher bekannt, andere eher weniger.

Ich stimme nicht mit allem überein, was die hier veröffentlichten Autoren geschrieben haben – doch möchte ich meine Erkenntnis auch nicht absolut setzen. Darum habe ich auch Schriften veröffentlicht, die meiner Erkenntnis widersprechen, so weit es sich nicht um klare Irrlehren geht.

Die hier veröffentlichten Texte sind zum Teil von mir sprachlich (jedoch nicht inhaltlich) überarbeitet – doch sie sind nicht mein Eigentum. Daher dürft Ihr sie in jeder Euch gefallenden Art nutzen – sei es durch Veröffentlichung im Internet, in Zeitungen, in Büchern. Ein Belegexemplar oder ein Link wären schön, sind jedoch keine Bedingung.

Gruß & Segen,

Andreas

Sengelmann, Heinrich Matthias - Verstehst du auch, was du liest? Einleitung

Die Verkündigung Simeons, dass Christus nicht bloß zum Auferstehen, sondern auch zum Fall Vieler in Israel gekommen sei, dass er zu einem Zeichen diene, dem widersprochen werde¹, und die eigne Aussage des Herrn: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“² hat in der Geschichte der Kirche bis auf den heutigen Tag ihre Bestätigung erhalten. In seiner Person und seinem Evangelio hat sich vorzüglich der Unglaube der Welt kund getan. Zwar hat nun derselbe in den verschiedenen Zeiten seine Formen gewechselt, aber der Gang des Kampfes ist fast immer sich gleich geblieben. Zuerst nämlich pflegte jede besondere Form des Unglaubens sich unter denen geltend zu machen, die der Schrift Meister sein wollten; dann bahnten diese selbst dem Kampf seinen Übergang ins Volk, und hier hatte er seinen Schauplatz auch dann noch, wenn auf wissenschaftlichem Gebiet bereits ganz andere Streitkräfte in ganz anderer Weise sich gegenüberstanden. So geht es denn auch in unsern Tagen. Neue Gegensätze, von denen unsre Väter nichts ahnten, haben sich unter den Gottesgelehrten gebildet; aber diejenigen Punkte, die zu ihrer Zeit auf dem Feld der Wissenschaft Gegenstand des Streites waren, sind jetzt, da sie von jenem längst verschwanden, zum Streitapfel der Laien geworden. Jener rohe Unglaube, der die göttliche Wahrheit vor den Gerichtshof seines sogenannten gesunden Menschenverstandes lud, ist jetzt von der Wissenschaft gerichtet, und die ihn dennoch in diesen Tagen zu vertreten wagen, werden als Ruinen der Vorzeit betrachtet und gewürdigt; ja selbst der moderne Unglaube will nichts mehr mit ihm gemein und zu tun haben und verlacht in gleicher Weise wie den Glauben, so auch ihn. Aber damit ist er keineswegs gänzlich verschwunden; wer Gelegenheit hat, die Kämpfe der Laien zu beobachten, wird finden, dass in ihnen nichts Anderes sich zeigt, als die Frucht der vor einem halben Jahrhundert gestreuten Saat. Dazu kommt, dass solche Saat an manchen Orten langsamer, an manchen rascher aufgeht. Ich könnte Orte nennen, wo die dürre Gestalt der Orthodoxie noch lange herumwandelte, als anderswo die nach der Mode aufgeputzte Aufklärung sie längst schon verdrängt hatte, die dann aber wieder jenen Flitterstaat noch lange sich bewahrten und stets noch bewahren, während ihre Umgebungen denselben unter ihre Altertümer gestellt haben. - Auch das ist übrigens allen jenen Kämpfen - mit Ausnahme der allerneuesten Zeit - gemein, dass der Unglau-

be seine Waffen gleichfalls aus dem Worte Gottes zu entlehnen vorgibt. Diese Erscheinung erklärt sich aber schon aus Matthai 4.; den wohl Gerüsteten schreckt sie nicht, den minder Festen kann sie jedoch oft in missliche Lagen bringen. Dem Letzteren will dieses Büchlein hilfreich zur Hand gehen, indem es ihm eine Auslegung derjenigen biblischen Sprüche gibt, welche der Unglaube für sich auszubeuten und mit denen er die Grundwahrheiten des Evangeliums zu bekämpfen pflegt. Kräftigt es Diesen oder Jenen, dessen Glaube im Kampf zu wanken droht, so hat es seinen Zweck erreicht und im reichen Maß den Segen empfangen, den der Verfasser für dasselbe erfleht.

Apostelgesch. 10,35 - In allerlei Volk wer Gott fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm.

„Die reine Gottes-Wahrheit“, sagt der Ungläubige, „ist auf Erden nirgends zu finden; alle Religionen tragen Wahrheit in sich, aber in keiner ist sie ganz enthüllt; darum wird Gott nach seinem Glauben Keinen richten, und auch mir muss deshalb, was Jemand glaubt, völlig gleichgültig sein. Ist er rechtschaffen, so reiche ich ihm die Bruderhand, ob er Christ, Jude, Türke oder Heide sei. Das ist die wahre Religion der Liebe.“ Gehört er zu den Gebildeten, so schlägt er seinen Lessing auf und liest uns mit Begeisterung vor: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren verschlossen hielte und sprach zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“ Oder er führt uns auch die Fabel von den drei Ringen aus demselben Schriftsteller an. Diesen Gewährsmann wollen wir gern ihm lassen; gewöhnlich aber setzt er hinzu: „So meint es auch die Bibel; die sagt: In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm.“ - Diesen Beweisgrund haben wir zu prüfen, und wie? –

Lieber Leser, betrachte die heilige Schrift nie als ein Wörterbuch, aus dem Du hier und da beliebig Etwas herausgreifen kannst. Sieh auf den Zusammenhang, in dem jedes Wort steht; in diesem erhält es gewöhnlich erst seinen Sinn und seine Bedeutung. Der Ausspruch, welchen Du hier angeführt findest, ist aus der Geschichte vom Hauptmann Kornelius. Der war ein Proselyt des Tores, d. h. ein Heide, der dem jüdischen Gottesdienst zugetan war, ohne ganz schon ins Judentum sich haben aufnehmen zu lassen. Er trug jetzt die Sehnsucht in sich, Christ zu werden, und Gott wollte dieselbe durch Absendung des Apostels Petrus an ihn befriedigen. Dieser Apostel aber befand sich noch in der irrigen Meinung, es bedürfe erst des Durchganges durch das vollständige Judentum, um getauft werden zu können³. Gott traf deshalb die Veranstaltung, durch eine wunderbare Erscheinung ihn von seinem Irrtume zu überzeugen. „Er sah den Himmel aufgetan und hernieder fahren zu ihm ein Gefäß, wie ein großes, leinenes Luch, an vier Zipfeln gebunden und ward niedergelassen auf die Erde; darinnen waren allerlei vierfüßige Tiere der Erde und wilde Tiere und Gewürm und Vögel des Himmels; und geschah eine Stimme zu ihm: Steh auf Petre, schlachte und iss!

Petrus aber sprach: nein, Herr! denn ich habe noch nie etwas Gemeines oder Unreines gegessen; und die Stimme sprach zum andern Mal zu ihm: Was Gott gereinigt hat, das mache Du nicht gemein. Und das geschah zu drei Malen; und das Gefäß ward wieder aufgenommen gen Himmel.“ Als jetzt gerade die Gesandten des heidnischen Hauptmannes kamen, erkannte Petrus den Zweck und die Bedeutung des ihm zu Teil gewordenen Gesichtes. Schon so war er bewogen, ihm die Taufe nicht vorzuenthalten; noch mehr aber, als er nun die Reden des Mannes selber hörte. Da sprach er: „Nun erfahre ich mit der Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm.“ Das heißt also: „Jetzt, da ich solche Worte aus dem Munde eines Nichtjuden vernehme, erkenne ich unzweideutig, dass die Aufnahme in die christliche Gemeinschaft nicht bloß sehnsuchtsvollen Gemütern aus den Juden zu Teil werden soll, sondern Allen, aus welchem Volk sie sein mögen, so sie nur Gott fürchten und recht tun.“ - Nach dem Sinne, den die Leute heut zu Tage hineinlegen, hätte Petrus sagen müssen: „Lieber Kornelius, wozu soll ich Dich taufen? Ein Mann wie Du braucht kein Christ zu werden; denn aus allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm.“ Da dieser Sinn aber mit der ganzen Rede des Apostels und mit seinem Verfahren im klarsten Widerspruche steht, so lernen wir noch mehr aus diesem Worte; dass nämlich die Ungläubigen einen Spruch für sich anführen, der gerade gegen sie zeugt. Wir sehen nämlich, dass die Gottesfurcht und Rechtschaffenheit außerhalb des Glaubens und ohne ihn durchaus nicht hinreicht zur Erlangung des göttlichen Wohlgefallens. Sonst würde Gott dem Apostel nicht jene Erscheinung haben zu Teil werden lassen und Petrus den Kornelius nicht erst getauft haben. So ist also dieser Ausspruch des Apostels eine Bestätigung seines anderen auf das Heil in Christo bezüglichen Wortes: „Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben worden, darinnen wir sollen selig werden (Ap. Gesch. 4,12).“

Jak. 2,24. - So seht ihr nun, dass der Mensch durch die Werke gerecht wird, nicht durch den Glauben.

Die Leute, die wir so eben haben reden hören, bedienen sich auch dieses Ausspruchs der heiligen Schrift, weil sie meinen, deutlicher als in ihm könne doch nicht der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben widersprochen werden. Seht da, sagen sie, Gott sieht auf den Wandel, nicht auf den Glauben; wer nur gute Werke vollbringt, der hat, wie immer seine Glaubensüberzeugungen auch sein mögen, Gottes Wohlgefallen. Aber der Unglaube beutet noch in anderer Weise dieses Wort aus. Er sagt: Ihr, die Ihr Euch die Gläubigen nennt, behauptet, die heilige Schrift sei unter besonderem Einfluss des göttlichen Geistes geschrieben, die Männer, welche dieselben abfassten, seien bloß Werkzeuge in höherer Hand. Das ist doch klar am Tage, mit dieser göttlichen Eingebung kann es nicht weit her sein. Die Leute widersprachen sich aufs Klarste; Paulus sagt: So halten wir es nun, dass der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben (Röm. 3,28), Jakobus dagegen: „So seht ihr nun, dass der Mensch durch die Werke gerecht werde, nicht durch den Glauben.“ Auf die göttliche Eingebung hört also nur auf zu fußen; Paulus spricht nach seiner, und Jakobus ebenfalls nach seiner rein menschlichen Ansicht. Uns liegt es ob, zu prüfen, was der Vernunft am Angemessensten sei. Solchen Reden gegenüber tut es wohl not, zu untersuchen, wie die Sachen stehen. Aber es kommt noch Eins hinzu, das diesen Gegenstand unserer Forschung empfiehlt. Es beruht auf diesen beiden Sprüchen der Unterschied zweier christlichen Konfessionen, unserer evangelischen und der katholischen Kirche. Stellen wir deshalb diesen Gegensatz zuerst voran. Die lutherische Kirche lehrt nach dem 20ten Artikel der Augsburgerischen Konfession: „Unsre Werke können uns nicht mit Gott versöhnen und Gnade erwerben, sondern solches geschieht allein durch den Glauben, so man glaubt, dass uns um Christi willen die Sünden vergeben werden, welcher allein der Mittler ist, den Vater zu versöhnen; wer nun vermeint, Solches durch Werke auszurichten und Gnade zu verdienen, der verachtet Christum und sucht einen eigenen Weg zu Gott wider das Evangelium. Und dieweil durch den Glauben der heilige Geist gegeben wird, so wird auch das Herz geschickt, gute Werke zu tun. - Deshalb ist die Lehre vom Glauben nicht zu schelten, dass sie gute Werke

verbiete, sondern vielmehr zu rühmen, dass sie lehre, gute Werke zu tun und Hilfe anbiete, wie man zu guten Werken kommen könne; denn außerhalb dem Glauben und außerhalb Christus ist die menschliche Natur und Vermögen viel zu schwach, gute Werke zu tun. Dagegen sagt die katholische Kirche in den Beschlüssen der Tridentiner Synode VI. Kap. 24: „Wenn Jemand sagt, die empfangene Gerechtigkeit werde durch gute Werke nicht erhalten, noch auch vermehrt vor Gott, sondern diese Werke feien allein Früchte und Zeichen der erlangten Rechtfertigung, nicht aber eine Ursache ihrer Vermehrung, der sei verflucht.

Wie sollen wir nun in diesem konfessionellen Gegen alle und jenen Ungläubigen gegenüber, die auf das Wort des Jakobus zu fußen vorgeben, unsre Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben entfalten? Mein Christ, die Schrift lehrt Folgendes:

Um mit frischem Mute an das Werk seiner Heiligung gehen zu können, bedarf der Mensch vor allem des Bewusstseins, dass er mit Gott in Gemeinschaft stehe, bedarf er, da er dem Schuldbewusstsein sich nicht entziehen kann, der Überzeugung, dass Gott ihm seine Sünde vergeben und nicht zu rechnen wolle. Diese Erlassung aller Schuld wird dem Menschen dargeboten in dem Versöhnungswerk Christi, an dem wir haben die Erlösung durch Sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden (Eph. 1,7). Mit dieser Erlösung aber würde nimmer Frieden in die menschliche Brust kommen, wäre ihre Uneignung an eine bestimmte Stufe der Heiligung geknüpft, d. h. müsste der Mensch, um sich ihrer versichert zu halten, mit einem gewissen Schatz guter Werke auftreten können. Dann würde er nämlich stets im Ungewissen bleiben müssen, ob er die erforderliche Stufe schon erreicht hatte, und nie und nimmer würde er seiner Versöhnung mit Gott gewiss sein dürfen. Darum hat Gott einen andern Weg für die Aneignung dieser Versöhnung vorgezeichnet, d. i. den Glauben, der eben nichts anderes ist, als das einfache Empfangen jener Gnadengabe. Der Augenblick nun, wo dieses Werk im Gemüte beginnt, ist für das ganze Leben von unermesslicher Bedeutung; es ist nämlich der Augenblick, wo der Schuldbrief des Einzelnen vernichtet wird, wo er vor Gott gerechtfertigt dasteht; dies ist der Zeitpunkt, wo seine Rechtfertigung als ein Werk Gottes an ihm und in ihm vollzogen wird. So ist also die Rechtfertigung eine einmalige Handlung Gottes in dem einzelnen Menschen, die keiner Wiederholung fähig ist; denn was sich daran anschließt, ist schon das Werk der Heiligung. Der Apostel Paulus nennt

nun diese Rechtfertigung auch ein Zurechnen der Gerechtigkeit, d. i. der Gerechtigkeit Christi (Röm. 4). Der Gedanke, den derselbe dort durchführt, ist folgender: Menn Jemand wirklich gerecht d. h. Gott wohlgefällig lebte, so könnte ihm die Gerechtigkeit nicht zugerechnet werden, sondern sie würde nach Gebühr sein Eigentum sein. Solchen Menschen gibt es aber nicht; wenn dennoch von Gerechten die Rede ist, so müssen diese mit Bezug auf eine zugerechnete, nicht selbsterworbene Gerechtigkeit so genannt werden. Dies ist auch in der Tat der Fall. Dem, der Christo, dem Gerechten, im Glauben sich zuwendet, wird die Gerechtigkeit desselben als seine eigene zugerechnet. Aber, fragt man, wie kann der allwissende und gerechte Gott den Menschen anders ansehen und behandeln als er wirklich ist? Die Lösung dieser Schwierigkeit liegt in dem Wesen des Glaubens. Der Glaube ist nämlich kein bloßes Fürwahrhalten, nicht bloße Überzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion, sondern er ist die Tat der Hingebung an Christum, worin also ein Verzichtleisten auf das eigene Verdienst und alle natürliche Kraft liegt. Diese Tat steht nun nicht den früheren guten Werken gleich, die man als Nichterlöster vollbrachte; sondern sie hat eine viel umfassendere Bedeutung. Durch sie ist die Sünde aus dem Mittelpunkt des Lebens, in dem dieselbe früher sich befand, weggedrängt; daher drücken den Menschen auch seine vormaligen Schulden jetzt nicht mehr. Es ist eine neue Geburt mit ihm vorgegangen; er kann von diesem Augenblick an sprechen: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir (Gal. 2,20).“ Kraft dieser Vereinigung mit Christo nimmt er ja nun auch an Allem Teil, was Christus hat, und somit ist Gottes Urteil, das diesen Menschen für gerecht erklärt, keineswegs ein willkürliches. - Die Rechtfertigung ist demnach, das müssen wir der katholischen Kirche gegenüber unerschütterlich behaupten, ein einmaliger und an den Glauben allein geknüpfter Akt (Röm. 3,28. Eph. 2,8. Phil. 3,9. 2 Kor. 5,21. Röm. 3,24. 1 Joh. 5,1.); von ihr muss die Heiligung getrennt werden, weil man bei einer Vermischung beider dem Irrtum von der Verdienstlichkeit unsrer Werke gar nicht entgehen kann. Wo aber einmal dieser rechtfertigende Glaube in einem Herzen sich findet, da muss die Heiligung notwendig folgen, d. h. da muss er Werke, Werke der Liebe, erzeugen. Ohne diese lässt nur der Glaube, der ein bloßes Fürwahrhalten ist, sich denken, nicht aber der Glaube, wie wir ihn so eben beschrieben haben; dieser wäre ohne Werke tot und gar nicht existierend (Sac. 2,17). Für uns haben diese Werke eine ganz andere Bedeutung als für Gott. Wir bedürfen sie als des Kennzeichens, um zu sehen, ob irgendwo lebendiger

Glaube sich finde, Gott aber nicht. Wir z. B. würden den Schächer am Kreuze nicht für einen Gerechtfertigten erklärt haben nach dem bloßen Worte, das er aussprach; der aber, für den es keiner Tat zur Bestätigung des Wortes bedurfte, rief ihm dennoch zu: „Heute wirst Du mit mir im Paradiese sein.“

Ein Bild wird uns den Zusammenhang des Glaubens und der Werke deutlich machen. Das Geldstück hat ein Gepräge; für dieses Gepräge kann ich Nichts kaufen; ich bekomme, was ich verlange, für den Wert des Geldstücks, und das Gepräge bestätigt nur, dass die Münze jenen Wert habe. Wenn nun ein Geldstück auch nicht das Gepräge so deutlich hat, wie es im Handel und Wandel verlangt wird, so wird, wer ohnedies seine Gültigkeit prüfen kann, es annehmen; jeder andere wird es zurückweisen. Umgekehrt wird der Kenner auch manche Münze, obgleich sie das gehörige Gepräge hat, nicht annehmen, weil er sie anderweitig für falsch erkennt. Ähnlich verhält es sich mit dem Glauben und den Werken bei der göttlichen und bei der menschlichen Prüfung. Die Werke, obgleich die ganz notwendige Frucht des Glaubens, sind als Kennzeichen desselben und als Beweis, dass Jemand gerechtfertigt sei, nur bei Menschen nötig; bei Gott nimmermehr. So wird der Mensch vor Gott gerecht ohne die Werke. Wer sie als auch vor Gott notwendiges Rechtfertigungsmittel betrachtet, glaubt entweder an keinen allwissenden, Herzen und Nieren prüfenden Gott, oder er leidet auch noch an der Krankheit der Werkheiligkeit. -

Wie kommt es aber, dass Christus, wo er vom Jüngsten Gericht redet, überall nicht den Glauben, sondern die Werke hervorhebt (Mat. 16,27 u. ö.)? Ganz natürlich. Dies Gericht wird aller Frommen wegen gehalten, dass sie einen Blick tun können in das göttliche Urteil, das ihnen hier auf Erden oft dunkel blieb. Hier müssen offenbar die Werke hervortreten, ganz in der vorhin ihnen beigelegten Bedeutung. -

Oft führt man gegen unsere Lehre von der Rechtfertigung an, dass Christus zu dem Pharisäer Simon über jene Sünderin sage: „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt.“ Darin würde doch die Liebe als der Grund der Sündenvergebung, der Rechtfertigung angegeben und nicht der Glaube. Allein hierum steht es also. Der Pharisäer hatte gedacht: „Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüsste er auch, dass diese eine große Sünderin ist und würde ihre Salbung sich nicht gefallen lassen.“ Nun will Christus ihm zeigen, dass er wohl wisse, sie sei eine Sünderin gewesen, ihm aber zu-

gleich den Beweis geben, dass sie es nicht mehr sei. Simon konnte ihr nicht ins Herz schauen, darum verweist der Herr ihn auf ihre Liebestat. Das denn haben wir uns zu erklären: Das siehst Du daran, dass usw. Nehmen wir nun endlich den Einwand her, der von dem obigen Ausspruch des Jakobus gegen unsre Rechtfertigungslehre gemacht wird. Zuvorderst muss bemerkt werden, Jakobus hatte gar nicht den Zweck, die Lehre von der Rechtfertigung seinen Lesern auseinanderzusetzen, und sodann: er geht ganz auf den Sprachgebrauch ein, der sich bei ihnen bereits gebildet hatte. Sie hielten den Glauben für ein bloßes Fürwahrhalten; demgemäß sagt Jakobus: Die Teufel glauben auch, aber sie zittern (2,19) d. h. auch sie nehmen die Wahrheit an, dass ein Gott ist usw., aber das beruhigt und beseligt sie nicht, im Gegenteil dies Bewusstsein ängstigt sie. Da ihr Christentum ein bloßes Redewerk war, so fordert er seine Leser auf, ihren Glauben nun auch durch die Tat zu beweisen. Für so beschränkten Geistes können wir doch unmöglich den Apostel halten, dass wir annehmen, er habe diesen Beweis für Gott verlangt, auch ihm könne man seinen Glauben nur durch Werke kund tun. Er verlangt diesen Beweis von Einem für den Andern und will dann sagen: Ihr redet viel vom Glauben, aber Euer Glaube rechtfertigt nicht vor Gott, der muss erst tatkräftig werden. So kann und der Apostel ein Beispiel der Lehrweisheit geben. Da, wo man fortwährend vom Glauben spricht, predige man wie Jakobus, und das möchte in unsern Tagen an manchen Orten Not tun, damit der Glaube nicht zur leeren Gefühlssache und zum eitlen Lippenwerk werde. - Wer aber an diesem Ausdruck des Jakobus Anstoß nimmt, der muss dann auch darin einen Widerspruch finden, dass Paulus am Versöhnungswerke Christi vorzugsweise die Vergebung der Sünden, Johannes vornehmlich die erworbene Kindschaft hervorhebt, oder dass der Letztere in seinem Evangelio andere Züge und Seiten des Lebens Christi ausführlicher behandelt, als die anderen Evangelisten. Zum Schluss: So gewiss einerseits der Glaube ohne Werte nicht existiert, so gewiss die Werke für uns Menschen die Kennzeichen sind, dass dieser oder jener Nebenmensch die Rechtfertigung des Glaubens erhalten habe: so gewiss steht andererseits fest, dass der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben (Röm. 3,28), dass also die Rechtfertigung nicht menschliches Verdienst, sondern Gottes Gnadengabe sei (Eph. 2,8).

2 Thess. 3,2. – „Der Glaube ist nicht Jedermanns Ding.“

In einer Zeit, wie der unsrigen, wo die Predigt des Glaubens sich wieder Geltung verschafft und wo er nicht abgetan ist mit einem spöttischen Lächeln, bedienen sich gewöhnlich die Lauen, die weder warm noch kalt sind, des obigen Ausspruchs als Entschuldigung, dass auch sie dem Glauben nicht ihr Herz öffnen. Man findet Eltern, die, weil das Christentum mancherwärts Modesache geworden ist, ihre Kinder evangelisch unterrichten lassen oder von denen die gläubige Mutter dazu Ursache ist. „Ich selbst“, sagt dann oft der Vater ganz unverhohlen, „ich selbst kann mich zwar nicht von der Wahrheit des Glaubens überzeugen, allein - der Glaube ist ja nicht Jedermanns Ding.“ Die Bibel will aber mit diesem Worte keineswegs das sagen, was jene Leute meinen. Wörtlich sollte es heißen: „Denn nicht aller ist der Glaube; nicht bei Allen findet er sich.“ Es ist dies ein Erfahrungssatz; die Erfahrung aber durchaus nicht eine solche, die der Apostel billigt. Er fordert gerade die Gemeinde auf, durch ihr Gebet ihm in der Verbreitung des Evangeliums behilflich zu sein. „Weiter, lieben Brüder“, sagt er, „betet für uns, dass das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde, wie bei Euch, und dass wir erlöst werden von den unartigen und argen Menschen; denn nicht aller ist der Glaube.“ „Bei Euch, Ihr Thessalonicher“, will er sagen, „wird des Herrn Wort in Ehren gehalten, aber ich muss Euch bitten, auch mit Rücksicht auf die für mich zu beten, welche dem Evangelio feindselig sind; denn nicht bei allen findet sich der Glaube, wie bei Euch, oder auch nur eine Sehnsucht nach ihm.“ Eine Entschuldigung liegt also durchaus nicht in diesem Wort, und, wenn es Jemand als solche gebrauchen will, muss ich sagen: Ist der Glaube Deine Sache nicht, mein Freund, so ist es betrübend; ich erkenne es nun als meine heilige Pflicht, für Dich zu beten; denn erinnerst Du mich an jenes Wort der Schrift, so gedenke ich dabei der Ermahnung, die der Apostel mit ihm verbindet.“

Matth. 19,17. - Niemand ist gut, denn der einige Gott.

Dies Wort bekommt man gewöhnlich schon zu hören, wenn man noch gar nicht einmal mit der Predigt des Evangeliums, sondern erst mit der Verkündigung des Gesetzes an den Menschen herantritt. Will man ihn auf die Schäden seines Lebens, auf seine Lieblingslust und Sünde aufmerksam machen, so ruft er uns zu: „So genau dürfen wir's nicht nehmen; wir sind allzumal Sünder, Niemand ist gut, denn der einige Gott.“ Es begegnet uns hier eine Erscheinung, die bei der Beobachtung des sittlichen Lebens nicht selten ist. Man misst dasselbe nicht nach dem Maßstabe des Guten, wie es in Gott ist, sondern nach seiner Gestaltung bei den Nebenmenschen. Der Mensch beruhigt sich in seinem sündlichen Zustande damit, wenn er sieht, dass Andere nicht besser sind; so betrachtet er das obige Wort als eine ihn völlig sicher stellende Entschuldigung. Wie ungereimt! Geh' in ein Lazarett, wo viele Totkranke sich befinden; sollte da die Hoffnung der Genesung und das Verlangen nach ihr bei der Bemerkung ersterben: Ich bin nicht allein krank, sondern alle, welche hier sich finden! - Überdies liegt doch immer der Anwendung jener Entschuldigungsrede die Einsicht zum Grunde, eigentlich solle es nicht so sein. Es gehört aber zum menschlichen Leichtsinn, dass man sie fast mit lachender Miene vorbringen kann. - Ja, es ist wahr: „Niemand ist gut, denn der einige Gott,“ aber das ist eine Tatsache, wie sie ist, nicht wie sie sein soll; denn Gott spricht: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig!“ Christus ermahnt uns vollkommen zu sein, wie unser himmlischer Vater vollkommen ist (Matth. 5,48. 3 Mos. 11,44). - Ein ernsteres Gemüt aber könnte fragen: „Wie kam Christus dazu, dieses Wort auszusprechen?“ Dem sei folgende Antwort.

Ein reicher Jüngling, der das Gesetz gehalten zu haben meinte, der aber durch ein hierüber hinausgehendes Tun Gottes besonderes Wohlgefallen erlangen wollte, fragte den Herrn: „Guter Meister, was soll ich Gutes tun, dass ich das ewige Leben möge haben?“ Er betrachtete Christum als einen gewöhnlichen Rabbi und redete ihn „guter Meister“ an nach dem leichtfertigen Gebrauche, den man im täglichen Leben von dem Worte „gut“ zu machen pflegte und pflegt. Das will Christus zuvörderst berichtigen; darum sagt er: „Niemand ist gut, denn der alleinige Gott.“ Er sagt damit keineswegs: Ich bin nicht gut“ sondern: „Du nennst mich, wie Du mich noch gar

nicht erkannt hast; willst Du das Wort „gut“ gebrauchen, so gebrauche es von dem, den Du als solchen erkannt hast, d. i. Gott.“ Auch uns sei dies eine Mahnung, des ganzen Inhalts stets eingedenk zu sein, den dieses Wörtlein hat; ferner sei es ein Wink, als einigen Maßstab des Guten den zu betrachten, von dem der Heiland diesen Ausspruch tut. Auch der Sohn ist nur insofern gut, als sein Wille der Wille des Vaters, als er Sohn ist; daher darf derjenige Christo dieses Beiwort nicht geben, der seine Sohnschaft leugnet.

Matth. 7,1 - Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet.

Die allgemeine Bußpredigt lässt man sich heut zu Tage, wie immer, wohl gefallen; von dem: „Wir sind allzumal Sünder“ schließt so leicht Keiner sich aus. Anders aber stellt sich die Sache, wenn die Schäden, die Einem besonders anhaften, hervorgehoben werden; wenn z. B. ein Prediger diesen wegen seiner ungläubigen Rede, jenen wegen seines unsittlichen Wandels geradezu und freimütig angreift. Da schreit man über Lieblosigkeit und Tadelsucht und meint im Rechte zu sein, wenn man das Wort anführt: „Richtet nicht, auf dass Ihr nicht gerichtet werdet.“ Der Herr meint jedoch keineswegs hiermit, dass Einer dem andern niemals seine Sünde vorhalten solle, er will keineswegs die Bemäntelung der sittlichen Gebrechen empfohlen haben. Was er sagen will, lehrt der Zusammenhang, in welchem diese Worte stehen. „Was siehst Du“, spricht er, „den Splitter in Deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr den Balken in Deinem Auge“ usw. Er missbilligt also die Tadelsucht, die mit Übersehung der eignen großen Gebrechen über die kleineren Fehler des Nächsten aburteilt. Wir dürfen demnach dies Wort nicht auf jedes scharfe Urteil an sich anwenden und dasselbe als verdammlich bezeichnen. Wie stünde es dann um Christi vierfaches Wehe über die Heuchler (Matth. 23,14) und um sein tadelndes Wort: „Ihr Schlangen und Otterngezüchte (V. 33).“ Sondern die Übersehung der eigenen Gebrechen ist es, was dasselbe erst strafbar macht. Muss ich aber überzeugt sein, dass der Nächste, der mir meine Sünde vorhält, seiner eignen sich wohl bewusst ist, so habe ich in jenem Wort des Herrn durchaus keinen Grund, seine Bußpredigt zurückzuweisen. Sehr treffend heißt es in der ersterwähnten Schrift: „Darf mein Nachbar, darum weil er krank ist, mir nicht ins Gesicht sagen, dass auch ich es sei? - Menn wir an einerlei Krankheit leiden und die seinige ist tödlich, ist's die meinige nicht auch? - Sollten wir nicht aus gegenseitiger Pflicht einander alles Ernstes ermahnen, die kräftigsten Mittel noch in Zeiten zu brauchen, zumal wenn einer von Beiden die dringende Gefahr nicht einsehen wollte? - Gesetzt, wir hätten uns unsre Krankheit Beide selbst zugezogen und Keiner konnte dem Andern viel vorwerfen, wäre dies wohl ein gegründeter Trost für Einen von uns?“

Wird nun das „Richtet nicht!“ dem Prediger zugerufen, so ist hierbei noch ein besonderer Irrtum. Er steht, wo er strafend auftritt, nicht als diese ober

jene bestimmte Person vor uns, auf deren eigne Gebrechen wir uns berufen könnten, sondern als Diener Gottes. Bei seiner Strafpredigt würde also nur darauf zurückzugehen sein, ob was er straft und rügt, auch im göttlichen Worte gerügt werde. Sein Richten ist, falls dies sich erweisen lässt, Gottes Gericht, und somit leidet das Richtet nicht! auf ihn keine Anwendung, weil man in dieser Stellung von ihm nicht sagen kann: „Auf das Ihr nicht gerichtet werdet.“ Demnach haben wir denen gegenüber, die Böses gut und Gutes böse nennen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen wollen, die sauer süß und süß sauer heißen, die: Friede! Friede! rufen, da doch kein Friede ist (Jes. 5,20. Ez. 13,10), diesen gegenüber haben wir die göttlichen Gebote hervorzuheben: 3 Mos. 19,17. Du sollst Deinen Bruder nicht hassen in Deinem Herzen; sondern Du sollst Deinen Nächsten strafen, auf dass Du nicht seinethalben Schuld tragen musst. Eph. 5,11. Habt nicht Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis, straft sie aber vielmehr. 2. Tim. 4,2: Strafe, drohe, ermahne mit aller Geduld und Lehre; denn es wird eine Zeit sein, da sie die heilsame Lehre nicht leiden werden, sondern nach ihren eigenen Lüsten werden sie ihnen selbst Lehrer aufladen, nachdem ihnen die Ohren jucken.

1. Thess. 5,21. - Prüft Alles und das Gute behaltet.

So gewiss das Evangelium alles durchdringen und kein Lebensgebiet ihm verschlossen bleiben, so gewiss es mit dem Menschen dahin kommen soll, dass er in allen Lebenslagen und Verhältnissen vom Geiste Christi durchdrungen ist: so gewiss müssen wir es doch als ein grobes Unwesen bezeichnen, wenn das Wort des Evangeliums auf Gebiete gezogen wird, die diesen heiligenden Einfluss noch gar nicht erfahren haben. So gebrauchen viele Menschen, die sonst vom Worte Gottes wenig wissen, einzelne Aussprüche desselben, auch wo es sich um ganz triviale Gegenstände handelt. Dieser oder Jener wird ein starker Nimrod vor dem Herrn genannt; mit affektiertem Mitleid wendet man das Wort an: Sie wissen nicht, was sie tun. In gleicher Weise gebraucht man nicht selten Aussprüche der Schrift als Mottos von Büchern und Abhandlungen, die durchaus unchristlich und ungeistlich sind. Zu diesen gehört das Wort: „Prüft Alles und das Gute behaltet!“ Wir wollen hier vornämlich diejenigen warnen, die sonst das Wort Gottes nicht als eine Fundgrube des Witzes oder eine Schatzkammer für Mottos zu betrachten pflegen. Wir geben durch eine solche anscheinend unschuldige Benutzung der Schrift den Ungläubigen einen Anlass zu argem Missbrauch derselben. Blicken wir aber auf das hier besonders gemeinte Wort, so hat dasselbe ursprünglich keineswegs eine so allgemeine Bedeutung; der Apostel wendet es höchst gewichtig auf einen bestimmten Gegenstand an. Er redet von den in der ersten Gemeinde vorkommenden außerordentlichen Geistesgaben. Für diejenige unter ihnen, welche man die Gabe der Weissagung nannte und welche eine höhere Erhebung des Geistes und Herzens voraussetzte, scheinen die Thessalonicher nicht so sehr eingenommen gewesen zu sein, sondern vielmehr sie etwas argwöhnisch betrachtet zu haben. Sie bildeten darin das gerade Gegenstück zu den Korinthern. Dies tadelt der Apostel als nicht gehörig; sie sollten vielmehr alle diese außerordentlichen Tätigkeiten prüfen und sich das Gute d. h. das für ihr höheres Leben Ersprießliche daraus aneignen. So war aber keineswegs der Gegenstand des Glaubens unter ihre Wahl gestellt, sondern bloß die Weise seines Vortrags. Für jenen hatten die Lehrer den festen Maßstab in dem Worte Gottes, für diese bedurften sie jene besondere Fähigkeit, welche der Apostel I Kor. 12,10 nennt, die Gabe, Geister zu unterscheiden. Heut zu Tage wendet man aber jenes Wort Pauli gewöhnlich umgekehrt an und lässt ihn auch vom Glauben und Worte Gottes sagen: „Prüft Alles und das Gute behaltet.“ Da-

nach musste es in ihm auch Nichtgutes geben und dem Menschen selbst die Entscheidung und Unterscheidung zustehen. Eine solche Stellung der Vernunft kennt aber die heilige Schrift nicht und kann sie auch, das bei leichtem Nachdenken sich ergibt, nicht kennen. Mit der Tätigkeit der Vernunft in Glaubenssachen verhält es sich nämlich so. Zum Sehen ist dreierlei erforderlich, das Auge, ein Gegenstand und das Licht. So ist's auch auf dem Gebiete des Glaubens; da ist das Auge die Vernunft. Wer nun meint, dass außer den göttlichen Gegenständen des Glaubens nur sie allein notwendig sei, der behauptet dasselbe, als wer da sagte: Ich kann sehen, wenn ich nur Augen habe und Gegenstände da sind. Den Letzteren würden wir leicht von seinem Irrtum überzeugen, wenn wir ihn Nachts in ein dunkles Zimmer führten. Man bedarf zum Glauben auch des Lichtes und dies ist die göttliche Offenbarung. Ein matter Schein desselben findet sich auch schon im Heidentum und im natürlichen Menschen, weil Gott sich einem unbezeugt gelassen hat. Die vollendete Offenbarung aber findet sich in dem, der sich selbst als das „Licht der Welt“ ankündigt. Hiernach ist klar, dass wer jenes Paulinische Wort auf die Schrift anwendete, dem gleicht, der, um sehen zu können, zuvor in die Sonne zu schauen und ihr Licht seiner Prüfung unterwerfen zu müssen glaubte. Er hüte sich hierbei, dass nicht an ihm in Erfüllung gehe: Röm. 1,22. „Da sie sich für weise halten, sind sie zu Narren worden.“

Ein Jeder wird seines Glaubens selig.

Bei diesem Worte kann nicht wie bei den vorhergehenden der Ort angegeben werden, wo es in der Schrift sich findet; - denn es steht gar nicht in ihr. Zwar ist es schon oft als Schriftwort angeführt worden und wird auch im gewöhnlichen Leben durchgängig in dem Wahn angewendet, als ob es ein solches sei; allein der Ausspruch der Schrift, der damit gemeint ist, lautet ein wenig anders - und sagt gerade das Gegenteil, Hab. 2,4: „Der Gerechte lebt seines Glaubens.“ Der Spruch in seiner Entstellung bildet gewöhnlich einen Vorwand der vielgepriesenen Duldsamkeit; man sagt dann: „Freilich ist es ohne Glauben unmöglich Gott zu gefallen; aber ein Jeglicher lebt seines Glaubens; man kann in sehr verschiedenen Ansichten und Meinungen Antrieb und Stärkung zum heiligen und gottgefälligen Leben suchen und finden, - und was die seligmachende Kraft anbetrifft -: die liegt doch am Ende in den Werken; an diese ist Gottes Urteil ja geknüpft.“ Die Lüge liegt bei solcher Anwendung des Schriftwortes darin, dass man an die Stelle des Gerechten „ein jeglicher“ setzt und dem: gemäß das Wort sein, das vor Glauben steht, betont haben will. Was die ganze Lehre betrifft, zu deren Begründung man in dieser Weise die Schrift auslegt, so ist sie im Vorhergehenden schon oftmals hervorgezogen und in ihrer Schriftwidrigkeit nachgewiesen worden. Hier kommt es uns allein darauf an, den Sinn des vorliegenden Ausspruchs nach seinem Zusammenhange anzuzeigen. Wir brauchen hier nur auf seine Anwendung im neuen Testamente, Röm. 1,17 und Gal. 3,11, zurückzugehen. Un beiden Stellen kommt es dem Apostel darauf an, nachzuweisen, dass die Rechtfertigung des Menschen vor Gott nur an den Glauben geknüpft sei. Er bedient sich dazu verschiedener Wege. Bald weist er nach, dass das Gesetz weiter nichts als den Menschen zu Christo hin führen, das Bewusstsein der Sündhaftigkeit und Schuld in ihm erwecken wolle, bald erinnert er seine Leser an den Zustand unter dem Gesetze, als sie vom Evangelio noch nichts wussten, ob sie denn damals die seligen Früchte der Rechtfertigung genossen hatten. Besonders aber bedient er sich des Nachweises, dass die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben keineswegs eine neue Lehre sei, sondern schon durch die Schrift alten Testaments ihre Bestätigung erhalte, wie es z. B. von Abraham heiße: „Abraham glaubte dem Herrn, und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit.“ (1 Mos. 15,6). In dieser Weise wendet er auch die Stelle aus dem Propheten Habakuk an. Mit dem Worte leben wird der Genuss der Seligkeit gemeint,

der aus dem Bewusstsein der Versöhnung und Gemeinschaft mit Gott hervorgeht; was nun aber die Verbindung der noch übrigen Ausdrücke anlangt, so kann diese nach dem Grundtext eine verschiedene sein. Nach dem alttestamentlichen, also hebräischen, Ausdruck könnte es wohl nur heißen: der Gerechte wird durch seinen Glauben, in Folge desselben, leben; nach dem neuen Testamente aber kann sowohl dies gesagt sein sollen, als auch: der durch den Glauben Gerechte wird leben; hiervon aber ist die letztere Verbindung der Wörter diejenige, welche am Meisten in den Zusammenhang der paulinischen Auseinandersetzung passt. „Seligkeit“, will also der Apostel sagen, „ist nur da, wo man durch den Glauben gerecht wird; durch die Werke ist sie nicht zu erlangen, denn durchs Gesetz wird Niemand gerecht vor Gott.“ Was nun aber von der ganzen Beweisführung des Apostels aus dem alten Testamente zu halten ist, ist klar; eine bloße Unbequemung an seine jüdischen Leser ist sie keineswegs. Wir müssen einen solchen inneren Zusammenhang zwischen dem alten und neuen Bunde jedenfalls annehmen; weil wenn Gott Israel gerechtfertigt hätte nach den Werken, ein Wandel in seinem Wesen eingetreten wäre, was bei dem über allem Wechsel Erhabenen nicht angenommen werden darf. Doch dem ganzen Wesen und der Bestimmung des Gesetzes (Gal. 3,24) zufolge konnte diese Lehre nur eine im Keim vorhandene sein; nichtsdestoweniger musste sie aber an einigen Stellen wieder stärker hervortreten, damit so der alte Bund seine Bestimmung, eine Vorbereitung des neuen zu sein, auch wirklich erreichen könnte.

Eph. 5,16. - Schickt Euch in die Zeit.

Der Missbrauch dieses Wortes schließt sich gewöhnlich an das als Entschuldigung benutzte Wort: „Wir sind allzumal Sünder; Niemand ist gut, denn der einige Gott.“ Man will hiermit die eigenen Mängel bemänteln und fügt dann gewöhnlich zu: „So genau ist's nicht zu nehmen, wie's die Schrift haben will; in ihr kommen doch Gebote vor, die unser Einer nicht halten kann. Ja, wenn wir unter anderen Verhältnissen lebten! Mir müssen aber die Sitte, die einmal herrscht, mitmachen; tun wir's nicht, so geben wir nur Anstoß. Ziehen wir uns von diesen oder jenen Vergnügungen zurück, beobachten wir nicht den herrschenden Gesellschaftston, können wir in die Reden, die geführt werden, nicht einstimmen: so hält man uns nur für Kopfhänger. Wir müssen's also nehmen, wie es ist; darum können wir doch gute Christen sein; die Schrift sagt ja selbst: „Schickt Euch in die Zeit!““ So weiß man sich zu beruhigen und das Christentum in gewisse Gebiete einzupferchen. Namentlich tritt dies, wie bereits angedeutet, bei Vergnügungen gewisser Art hervor, die für sittlich gleichgültig gehalten werden, und man meint nicht bloß nicht verpflichtet zu sein, dass man gegen sie auftrete, sondern auch, ohne sein Christentum zu gefährden, an ihnen Teil nehmen zu können. So gesteht man aber in der Tat dem Zeitgeiste eine Macht dem Christentum gegenüber zu, die ihm keineswegs zukommt, gerät in eine grenzenlose sittliche Willkür und befindet sich im geraden Widerspruche zu dem Gebote der Schrift: „Stellt Euch nicht dieser Welt gleich (Röm. 12,2); wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht (Gal. 1,10).“ - Das Wort wird aber auch noch in ganz entgegengesetzter Hinsicht missbraucht. Da der alte Unglaube nicht mehr, wie früher, in Ansehen steht, so glauben Manche, die ihm innerlich noch zugetan sind, dies doch äußerlich nicht so frei kund geben zu dürfen; man müsste sich drin finden, meinen sie, und sich in die Zeit schicken. Mit solcher Unbequemung ist aber Gott keineswegs gedient; und da ihre Wurzel Menschenfurcht ist, so ist die dahinter verborgene Aufklärung und Erleuchtung doch ein gar jämmerliches Ding. So ist also jener Ausspruch das Lösungswort wie der Lauen im Glauben, so auch der Lauen im Unglauben. Wie ist er aber nach dem Sinne des Apostels aufzufassen? Unser Luther hat diese Stelle nicht ganz genau übersetzt; sie muss heißen: „Kauft die Zeit aus!“ Das kann nun aber nicht im Sinne der Weltmenschen gedeutet werden, welche auch wohl sagen: „Fesselt die Zeit! nämlich mit Bezug auf ihre Freuden und Genüsse;

sondern der Zusatz: „denn es ist böse Zeit“ nötigt uns, den Apostel so zu verstehen: „Benutzt mit christlicher Klugheit und Sorgfalt die Zeitumstände, nämlich zu Eurem und Eurer Nebenmenschen Heil.“ Trefflich sagt über diesen Spruch der fromme Spener: „was den rechten Verstand des Spruchs anlangt, so ist er wohl dieser, wie die griechischen Worte sonderlich mit sich bringen: Erkauft die Zeit oder kauft die Zeit aus. Das ist, wie ein Kaufmann in seinem Kaufen und Verkaufen insgemein auf die Bequemlichkeit der Zeit Acht gibt und also nicht nur keine Gelegenheit, wo er Etwas erwerben und mit Handlung an sich bringen kann, mit Willen versäumt, sondern auch wohl erwägt, zu welcher Zeit er mit bestem Vorteil handeln könne. Dahingegen Diejenigen, so leicht die Gelegenheit, Etwas zu erwerben versäumen, und denken, ein anderes Mal sei auch gut Etwas zu gewinnen, oder die im Kaufen und Verkaufen nicht die rechte Zeit in acht nehmen, sondern Alles zur Unzeit tun, anstatt des Gewinnes lauter Verlust leiden und nicht lange aushalten können. Also komme Christen auch zu, dass sie die Zeit auskaufen oder sich darein schicken, sparsam damit umgehen und nichts von derselben liederlicher Weise zu verderben und zu versäumen. Wir wissen, die Zeit ist nichts Anderes, als unser Leben und also eine teure Gabe Gottes, und, so sie vorbei ist, so ist sie nicht wieder zurückzuziehen, sondern ist für alle Mal verloren. Hingegen sollen wir dermaleinst Gott wie für alles andere, also auch von unserer Zeit, und wie wir dieselbe zugebracht haben, Rechenschaft geben. Daher wir solche Vermahnung Pauli wohl in Acht zu nehmen haben gegen allen mutwilligen Zeitverlust, und trifft es vornämlich Diejenigen, welche so vieles ihrer Zeit auf allerlei Art mit Müßiggang, unnützem Geschwätz, Spielen (welches wo nicht anders als der bloße Zeitverlust wäre, schon deswegen für keine geringe Sünde geachtet werden sollte) und dergleichen übel anwenden und soviel es an ihnen ist, verbringen“.

Pred. Sal. 7,17. - Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise: dass Du nicht verdirbst.

Ein von denen vielfach gebrauchtes Wort, die den goldenen Mittelweg empfehlen. Sie meinen, man könne des Guten auch zu viel tun, und dies sei ebenso unredlich (folglich: Sünde!), wie wenn man desselben zu wenig tue. Gewöhnlich aber spricht man so mit ganz bestimmten Rücksichten. Wenn nämlich Laien, welche ihr äußerer Beruf nicht dazu antreibt, verwahrloster Kinder, verirrter Sünder, Verlassener und Hilfsbedürftiger sich annehmen und sich dazu verpflichtet halten - durch die Liebe Christi, wenn diese nun auch andere auf solche Verpflichtung aufmerksam machen, so müssen sie oftmals hören: Zu solchem Wirken gibt es bestimmt berufene Leute, ich fühle mich nicht dazu verpflichtet, ich tue genug, wenn ich mich mit mir selbst und den Meinigen beschäftige, wenn ich meine Kinder zur Gottesfurcht an: halte, meinem Hauswesen wohl vorstehe und Keinem selber ein schlechtes Beispiel gebe. Man muss sich in Acht nehmen; denn allzu gerecht und weise sein ist auch nicht gut.“ - Die also reden, gehören größtenteils nicht zu den im rohen Unglauben und im argen Sündenleben Gefangenen; sie geben gewöhnlich noch Etwas auf das Wort Gottes. Drum rede man mit ihnen in folgender Weise: Ware es möglich, dass Jemand allzu gerecht sein könnte, so müsste es ja eine Grenze der Gerechtigkeit geben, und diese würde uns doch gewiss in der heiligen Schrift bezeichnet sein. Eine solche findet sich aber nicht angegeben. Die Schrift steckt uns vielmehr als das Ziel, nach dem wir ringen sollen, die Vollkommenheit Gottes: „Seid vollkommen, wie Euer himmlischer Vater vollkommen ist.“ Unterhalb dieser Linie befinden wir uns doch alle; ein Solcher also, der zuviel getan hätte, würde wohl nicht zu finden sein. Aus dieser Aufgabe aber, die uns gesteckt ist, folgt zugleich, dass Gottes Wille nicht der sein kann, wir sollten einen Mittelweg wandeln. Solcher Mittelweg würde immer liegen müssen zwischen Gott und Welt, zwischen Licht und Finsternis; Gott jedoch fordert Liebe von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften, von ganzem Gemüt. Wollen wir also ein Maß unserer Tätigkeit haben, so ist es das von einem großen Kirchenlehrer (dem h. Bernhard) so trefflich bezeichnete: „Das Maß Gott zu lieben ist: ihn zu lieben ohne Maß.“ (Modus diligendi est diligere sine modo). Was will aber der Prediger mit dem Worte sagen: „Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise?“ Nichts anderes als dies: „Halte Dich nicht für allzu gerecht!“ und somit liegt hierin eine Warnung vor der

Selbstüberschätzung. Hierzu gibt es allerdings manche Versuchung, und wer für das Reich Gottes am Tätigsten ist, wird sie am Besten kennen. Vor ihr uns zu hüten und Gott stets um die rechte Demut zu bitten, muss uns der ernste Zusatz bewegen: „dass Du nicht verdirbst;“ der Hochmut vermag nämlich nicht bloß unser ganzes Wirken erfolglos zu machen, sondern über uns selbst, je größer unsere christliche Erkenntnis ist, um so größeren Zorn Gottes zu bringen.

1. Sam. 16,7. - Der Herr sieht das Herz an.

Dies pflegt ein Trostwort Derer zu sein, die zwar den guten Willen zu haben meinen, aber die Hindernisse, die seiner Ausführung entgegentreten, für zu groß und unüberwindlich halten. Sie verzagen, wenn die Verbreitung der erkannten Wahrheit oder die Vollführung eines guten Vorsatzes durch Schwierigkeiten von außen oder durch solche, die in ihrer eignen sinnlichen Natur liegen, gehemmt wird, sie kämpfen eine Weile dagegen an, er: matten dann aber und lassen es geben, wie's eben gehen will. Hatte das Herz vorher es aber wirklich ernst genommen, so muss doch jetzt auch eine Beruhigung da sein, und diese wird dann in dem Wort gefunden: „Der Herr sieht das Herz an; er weiß, ich habe es doch gut gemeint, und wird darum nicht so gar strenge richten.“ - Zunächst steht zwar jenes angeführte Wort: „Der Herr sieht das Herz an“ nicht im Gegensatze zu den menschlichen Taten. Denn in der Geschichte, in welcher es vorkommt, nämlich in der Erzählung von der Königsweihe Davids sollen damit die anderen Rücksichten abgewehrt werden, welche Samuel hätte nehmen können; er hätte zum Beispiel durch die schöne Gestalt Eliabs versucht werden können, diesen zu salben; drum heißt es gerade mit Bezug auf diesen: „Siehe nicht an seine Gestalt, noch seine große Person: ich habe ihn verworfen. Denn es geht nicht wie ein Mensch sieht; ein Mensch sieht, was vor Augen ist, der Herr aber sieht das Herz an.“ Zunächst also würde in allgemeiner Beziehung damit gesagt sein: „Rücksichten, wie wir Menschen sie nehmen, auf äußere Schönheit, Ehre, Ruf und Macht, solche Rücksichten nimmt der Herr nicht; er, der Herzen und Nieren prüft, urteilt nach dem Kern, nicht nach der Schale.“ Sene andere Beziehung auf die Werke aber wäre darum doch keineswegs ausgeschlossen, und auch in diesem Gegensatz behält es, wie wir namentlich zu Sac. 2,24 ausführlicher dargetan haben, seine Wahrheit, dass der Herr das Herz ansieht. - Deshalb aber kann dieser Ausspruch keineswegs als Entschuldigung gelten. Sieht der Herr aufs Herz, so sieht er auf den Glauben; das ist aber kein Glaube, der ohne Kraft wäre, Werke zu vollbringen; mit solchem toten Glauben kann der Herzenskundige nicht zufrieden sein. Mit diesem Worte kannst Du Dich nie entschuldigen, mein Christ; Du gibst damit zu erkennen, dass Du Dir selber gegenüber schuldig bist und Dich von dieser Schuld wenn auch nur durch Redensarten befreien musst; 'bist Du aber vor Dir selbst in Schuld, so bist Du's vor Gott gewiss, und es könnte mithin Dir gar nicht zum Trost gereichen, dass der Herr das Herz ansieht, ist doch Dei-

ne Herzensmeinung die, Gott richte mit noch größerer Schwachheit, als Du. Du hast den guten Willen gehabt, das wollen wir Dir glauben; Du führst das Wort des Herrn an: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Ja, so ist es einmal, aber hast Du Dich dadurch auch auf seine Ermahnung hinführen lassen: „Wacht und betet, dass Ihr nicht in Anfechtung fallt.“ Hierin findest Du die kräftige Gegenwehr; benutzt Du sie mit aller christlichen Weisheit, so wird es nie Dir in den Sinn kommen, Dich damit zu trösten, dass der Herr nicht auf die Taten, sondern auf das Herz sehe.

Lucä 10,28. - Tue Das, so wirst Du leben.

Da sich mit diesem Worte diejenigen Leute schützen wollen, welche die Gerechtigkeit des Menschen vor Gott von seinen Werken abhängen lassen, so können wir uns auf Dasjenige berufen, das oben mehrfach gegen diesen Irrtum angeführt ist. Wir begnügen uns hier den besonderen Sinn dieses Ausspruchs Christi auseinander zu setzen. Ein Schriftgelehrter, der durch sein Tun die Seligkeit erringen wollte, fragte Jesum: „Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?“ - „Du stehst noch recht auf dem Gesetzesstandpunkt!“ denkt der Herr, drum verweist er ihn auf das Gesetz und fragt: „Wie steht im Gesetz geschrieben? Wie liest Du?“

Der Schriftgelehrte nahm gerade das größte Gebot und antwortete: „Du sollst Gott, Deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte und Deinen Nächsten als Dich selbst!“ - Da Christus nun kein höheres Verlangen und keine Erkenntnis des eignen Unvermögens bei dem Gesetzeskundigen verspürte, so will er die letztere bei ihm wecken; er wählt dazu die härtere, anscheinend kalte Rede, denn in solcher sind gewiss die Worte gesprochen: „Du hast recht geantwortet; tue das, so wirst Du leben.“ Darin lag die Meinung: „Versuch es nur! Du wirst schon sehen, mit eigener Kraft vermagst Du's nicht; mit Deinem Tun wirst Du schon zu Schanden werden.“

Dass die Worte so gesprochen sein müssen, erkennen wir aus ihrer Wirkung. „Das zu erfüllen, was ich aussprach“ Dies sah der Schriftgelehrte ein - „ist nicht so leicht, hiermit werde ich nicht weiter kommen.“ Er will sich nun aber keine Blöße geben und gibt deshalb vor, er wisse nicht, wer sein Nächster sei, womit er zugleich die Schuld, den Menschen hierüber in Unwissenheit gelassen zu haben, auf den göttlichen Gesetzgeber schiebt. Dies lässt Christus ihn alsdann am Gleichnisse vom barmherzigen Samariter erkennen und selber aussprechen. Der Herr erkannte aber an der Ausflucht des Schriftgelehrten, dass sein Herz noch verstockt war, dass er von dem Eingeständnis seiner Sündhaftigkeit durch seinen Hochmut abgehalten wurde; darum schließt er wieder in derselben Weise, wie er gesagt: „Tue das, so wirst Du leben!“ indem er ihn auffordert: „So gehe hin und tue desgleichen.“ Diese Art, dem Hoffärtigen entgegenzutreten, ist ein Beleg der großen Lehrweisheit Christi. Einem Solchen die Heilswahrheit ganz auseinandersetzen, hieße, die Perlen vor die Säue werfen; hier gilt's, zuvor den

Hochmut brechen und dies konnte nicht besser als dadurch geschehen, dass als die Unbarmherzigen ein Priester und ein Levit, als der Barmherzige ein Samariter genannt wurde. Diesen, und keinen anderen, Zweck hat das ganze Gleichnis und so auch das Wort: „Tue das; so wirst Du leben.“

2. Kor. 3,6. - Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

Dies Wort wendet eine Alles verflüchtigende Auslegungsweise an, um zu beweisen, man brauche nach der eignen Aussage der Schrift nicht so strenge an ihrem Buchstaben festzuhalten, es komme nicht darauf an, dass unser Glaube so genau und im Einzelnen mit der Bibel übereinstimme; dass wir ihren Geist nur festhielten, davon hänge das Leben und die Seligkeit ab. Man könnte sich mit der letzteren Forderung wohl zufrieden geben, wenn nicht der hier gemeinte Geist „der Herren eigener Geist“ wäre. Hält man nämlich den Geist fest, der durch das neue Testament hindurchgeht, so wird man dadurch unwillkürlich zum Festhalten des Allerkleinsten in ihm hingetrieben, weit, nach Christi eigem Wort nicht ein Tütel desselben verloren gehen soll, bis dass Alles geschehe. Dass dieser Geist aber durchaus nicht gemeint sei, beweist eben die zwischen ihm und dem Buchstaben gemachte Trennung. Das Festhalten an dem Kleinsten der Schriftlehre, meint man, verknöchere den Menschen; dagegen wer dem Geiste - diesem unbestimmten Etwas - nachgehe, erweitere seinen eignen Geist. Gibt man dies zu, so ist natürlich dem göttlichen Worte jeder Gehorsam aufgekündigt; denn was der Geist sei, müsste doch irgendwo in der Schrift selbst ausgedrückt, und dies könnte doch wiederum nur durch das Mittel des Buchstabens geschehen sein. Somit ist sein Auffinden immer und in jedem Fall der Willkür Preis gegeben; wie es auch denjenigen Leuten geht, die nur durch Christi und nicht durch seiner Apostel Worte sich gebunden achten und nicht bedenken, dass die ersteren ohne das Mittel der letzteren uns gar nicht überliefern sind. Wir müssen also bei der Behauptung bleiben, der Geist der Schrift, wie er in dieser Weise gefordert und als Leben gebend gepriesen wird, ist nicht im Geringsten etwas anderes, als der Herren eigener Geist.“ - Wohl! fordere und behaupte man dies immerhin! nur berufe man sich nicht auf die heilige Schrift als auf den Gewährsmann, am allerwenigstens auf das obenstehende Wort. „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig,“ sagt Paulus mit Beziehung auf den Unterschied des alten Testaments vom neuen. Er handelt in der betreffenden Stelle von der Herrlichkeit des evangelischen Predigtamtes und will dies selbe durch den Gegensatz zu dem alttestamentlichen hervorheben „So das Amt, das durch den Buchstaben tötet und in Steine ist gebildet, Klarheit hatte, also dass die Kinder Israel nicht konnten ansehen das Angesicht Mosis um der Klarheit willen seines

Angesichts, die doch aufhört: wie sollte nicht vielmehr das Amt, das den Geist gibt, Klarheit haben (2. Kor. 3,7.8.)!“ Die Beziehung auf Mose, die bei dem Amte, das durch den Buchstaben tötet, genommen wird, deutet klar darauf hin, dass unter demselben das alte Testament zu verstehen sei, so wie das Amt, das den Geist gibt, kurz vorher bestimmt genannt wird das Amt des neuen Testamentes. Weshalb aber drückt Paulus den Gegensatz gerade auf diese Weise aus? Ein Ausleger sagt treffend: „Ohne alle Form erscheint der Geist hienieden nicht; auch der Geist des neuen Testamentes hat sich in der äußeren Kirche und ihren Einrichtungen eine Form geschaffen. Aber im Christentum hat der Geist eine so entschiedene Vorherrschaft, dass es mit demselben Grunde der Geist selbst heißen kann, wie das alte Testament wegen der darin sich aussprechenden Vorherrschaft der Form, der Buchstabe.“ Inwiefern dieser Buchstabe tötet, wird aus Röm. 7,9 ffg. klar. Da nämlich das Gesetz vollkommene Heiligkeit und aller Gebote Erfüllung verlangt, so kann es die Menschen nur verdammen, weil dieser Forderung Keiner nachgekommen ist; darin besteht das Töten. Aus diesem Tode aber findet eine Wiederbelebung, eine Auferstehung, statt durch die Kraft der in Christo dargebotenen Gnade. So ist das alte Testament „ein Zuchtmeister auf Christum,“ eine Vorbereitungsanstalt, und das neue die Erfüllung des alten; jenes belebt dieses, das sonst Nichts als eine tote Form wäre. - So ist's gemeint wenn Paulus sagt: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.“

Ap. Gesch. 17,24. - Gott wohnt nicht in Tempeln, mit Händen gemacht.

„Die Prediger sagen,“ so hört man heut zu Tage Diesen oder Jenen reden, „man musste fleißiger in die Kirche gehen, es sei ein schlimmes Zeichen der Zeit, dass die Gotteshäuser so leer stehen. Das sagen sie, weil sie's müssen. Ich kann mich davon nicht überzeugen, dass das Kirchengehen so notwendig ist. Was sind oft die fleißigen Kirchgänger für wenig christliche Leute! Da weiß ich, mein Nachbar fehlt keinen Sonntag; er will offenbar dadurch den Namen eines frommen Mannes erhalten; aber wie geht es mit seinem Geschäfte! wie sieht es im Hause aus! Nein solch ein Gottesdienst wirkt doch gar zu wenig. Ich glaube, mein Weg ist der richtige. In der Woche arbeite ich fleißig und tue, was meine Pflicht ist; dann gehe ich Sonntags mit den Meinigen ins Freie. Hier in der Natur sehe ich so recht Gottes Größe und Herrlichkeit, denn Gott wohnt nicht in Tempeln, mit Händen gemacht; und wenn ich nun nach Hause komme, so habe ich eine bessere und würdigere Erbauung gehabt als mein Nachbar, der eben aus der Kirche gekommen ist oder gerade eine gedruckte Predigt liest.“ Hiergegen ist gar Manches zu erinnern. Der Zweck dieses Büchleins fordert, dass wir zuvorst den angeführten Ausspruch in seinem richtigen Sinne darstellen und zeigen, wie er in der Umgebung solcher Redensarten, wie die erwähnten sind, keineswegs aufgeführt werden kann. Daran lassen sich dann einige Winke über die Erbauung aus der Natur und über die Bedeutung des Gottesdienstes anknüpfen. Der Apostel Paulus spricht diese Worte aus, als er in Athen auftritt. Er hatte einen Altar gefunden mit der Überschrift: „Dem unbekannten Gott!“ und benutzt diesen Umstand als Ausgangspunkt seiner Rede. Diesen Gott, erklärt er, wolle er ihnen bekannt machen. Er konnte sich hier nicht, wie den Juden gegenüber, auf besondere Offenbarungen durchs Wort berufen; sondern musste von den allgemeinsten Voraussetzungen ausgehen, er musste Gott zuerst als den Schöpfer des Alls; den Unermesslichen, Allgegenwärtigen, Allgenugsamen darstellen. Schon so kam er natürlich mit dem heidnischen Gottesbewusstsein in Konflikt. Das war ihnen z. B. keineswegs eine bewusste Wahrheit, dass Gott gleichmäßig mit seiner Gegenwart die ganze Schöpfung durchdringe, meinten sie doch, dass, wenn ihre Diana und ihr Apollo auch in allen ihnen geweihten Tempeln sich befanden, jene doch vorzugsweise in Ephesus, dieser in dem delphischen Heiligtum wohne. Demgegenüber erklärt er bestimmt, der Gott, den er ver-

kündige, wohne nicht in Tempeln mit Händen gemacht. So hatten diese Worte ihre bestimmte Veranlassung und an jener Stelle ihren ganz besonderen Wert. Allmählich geht er einen Schritt weiter, bis er endlich zur Verkündigung des Evangeliums kommt und auf die besondere Tätigkeit des Heilands hinweist, dass er den Kreis des Erdbodens richten werde. Aus dem Gange der apostolischen Predigt geht deutlich hervor, dass er die letzteren Lehren für gewichtiger als die ersteren und diese nur als die Voraussetzungen und allgemeinen Grundlagen jener betrachtet. Die Lehren von des Höchsten Allgegenwart, Unermesslichkeit und Allgenugsamkeit hält er für solche, deren Annahme er den Heiden noch am Ersten zumuten kann. Möchten sich dies doch alle Diejenigen merken, welche meinen, je allgemeiner ihre Bezeichnungen für Gott und seine Eigenschaften seien, desto mehr hätten sie von ihm ausgesagt! Wäre Paulus derselben Ansicht gewesen, er hätte ganz anderes den Heiden vorangeschickt und hatte mit dem Worte: „so er selber Jedermann Leben und Odem allenthalben gibt,“ oder gewiss mit V. 29, wo er von den Bildnissen der Gottheit redet, geschlossen. Der Weg, den er einschlug, war also durch die Verhältnisse bedingt; da nun solche Voraussetzungen hinsichtlich des Glaubens an die göttliche Gegenwart jetzt nicht mehr, wie damals zu machen sind, so wollen wir Denen, welche sich auf Pauli Wort, Gott wohne nicht in Tempeln mit Händen gemacht, berufen, so wollen wir ihnen, sage ich, gern glauben, dass sie ihre Gegner nicht für Solche halten, die Gottes Nahesein an die Kirchenmauern gebannt halten, obwohl es eigentlich so scheint. Aber so müssen sie Anderes als Paulus mit den Worten sagen wollen, und was ist dies?

Offenbar das, dass was in der Kirche geschieht, der gemeinschaftliche Gesang, das vereinte Gebet, das Anhören der Predigt, sie Gottes Nähe nicht auf dieselbe Weise und eben so stark empfinden lasse, wie die Betrachtung der Natur. Ob dies ein richtiges Verhältnis sei, liegt uns ob, jetzt näher zu prüfen. Wer wollte es leugnen, dass die richtige Betrachtung der Natur uns zum Gottesdienste werden könne! Aber in Abrede müssen wir es stellen, dass sie bei Denen sich finde, welche Redensarten, wie die oben erwähnten, im Munde führen. Diese Leute gehen freilich, während Andere dem Glockenruf zur Kirche folgen, ins Freie hinaus; aber wer wüsste nicht, wie sie sich da, statt sich zu sammeln, zerstreuen, wer hätte sie nicht mit viel zerstreuerem Gemüte zurückkehren sehen, als womit sie ausgingen. Nur das pflegt der Unterschied dieser und ihrer anderen Vergnügungen zu sein, dass sie jetzt einmal die sonstige Örtlichkeit verändern; zu rechter Naturerbau-

ung kommen sie aber nicht vor lauter eitlen und üppigen Gedanken. Gesetzt aber, sie machten von dieser Regel eine Ausnahme, sie wendeten der Natur wirklich ihre Blicke zu, so fragt sich's doch sehr, ob ihre Betrachtung wirklich erbauend und auf den Glauben wirke. Es gibt eine sinnige und gefühlvolle Betrachtung der Natur, welche darum doch noch keine fromme ist. Eine Meisterhand schildert sie uns auf folgende Weise: „Einem tiefen Gefühl, welches uns mit der Natur verbindet, enthüllt sie ein verborgenes Leben, verwandt dem Leben unsers eignen Geistes. Wir begrüßen sie, wie die stille, wohlbekannte Heimat unsrer Kindheit; was in uns selbst klar und bestimmt sich gestaltet, finden wir dunkel in ihr vorgebildet; darum weckt sie in uns eine Welt von Empfindungen, das innerste Leben unseres Gemüts, Schmerz und Lust, sanfte Wehmut, heimliches Grauen, ängstliches Schrecken, stilles Staunen, unendliche Sehnsucht, süßes Behagen, seliges Entzücken. Der rauschende Wald lockt uns in seine dunkle Einsamkeit, als verbürge er irgend ein wundersames Geheimnis, der stolze Berg und seine weite Aussicht gewährt uns das kräftige Gefühl der Freiheit und Erhabenheit über das kleinliche, beschränkte Treiben der Welt; aber mit sanfter Gewalt zieht uns das stille Tal hernieder in seine engen traulichen Räume. Die Blumen mit ihrem zarten Duft und ihrer bunten Farbenpracht, der klare Bach mit seinen silbernen Wellen, der breite Strom mit den rauschenden Wogen, der Sturm, der über uns dahin braust, die fliegenden Wolken, die leuchtende Sonne, Feld und Wald, Berg und Tal - Alles redet zu uns, wir verstehen ihre Sprache, sie enthüllen und verschlossene Tiefen unsres eignen Gemüts die in ihnen ihr Bild und Gleichnis wiederfinden; sie sagen uns Alles, nur von Gott, von ihrem und unserm Schöpfer sagen sie uns nichts.⁴“ Diese Betrachtung der Natur ist eine sehr gewöhnliche; aber wir müssen mit dem Manne, den wir so eben reden ließen, sagen: „Wir verkennen nicht den Wert jener gefühlvoll genießenden Betrachtung der Natur; aber für uns (Christen) hat diese noch eine höhere Bedeutung.“ Wir lernen aus ihr die Macht kennen, die alles schuf und erhält, die Liebe, die allem Fleische seine Speise gibt, die Allgenugsamkeit, die aller geschaffenen Wesen für sich selbst nicht bedarf, das ewige Wesen, welches der Wandel des Vergänglichen nicht berührt; von seiner Größe und Erhabenheit sagt ein Tag dem andern, und eine Nacht erzählt's der andern; seine Ehre erzählen die Himmel. Aber wenn wir auch alles Dasjenige zusammenfassen, was eine gläubige Anschauung der uns umgebenden Welt uns zu Gemüte führt, so sind es doch nur jene allgemeinen Umrisse, dass ich so sage, auf welche der Apostel zu Anfang seiner

ersterwähnten Rede hinwies. Davon, dass wir Sünder sind und mit Sünden vor Gott nicht bestehen können, dass wir aber Vergebung derselben erlangen, mit Gott in Gemeinschaft treten und allen Frieden dieser Vereinigung schon auf Erden und noch mehr im Himmel genießen sollen, davon steht Nichts im Buche der Natur. Dies enthüllte uns erst eine besondere Offenbarung Gottes, auf welche die Offenbarung in der Schöpfung nur vorbereitet. Unser ganzes persönliches Verhältnis zu Gott, über welches wir doch am Meisten werden Aufschluss zu haben wünschen, wird in der Betrachtung der Natur nicht berührt. Dazu kommt noch Eins. Die Erbauung, die wir hier genießen, wird uns immer nur als Einzelnen zu Teil, höchstens genießen wir sie in dem engen Kreise der Unsrigen; aber das Bewusstsein, einer größeren Gemeinschaft Glied zu sein, ist doch zu unverilgbar in uns, als dass wir nicht gerade als Glieder dieser Vereinigung Erbauung suchen und solche aller anderen überordnen sollten. Diese aber wird uns nur in der kirchlichen Gemeinschaft und auf Grund jener höheren Gottesoffenbarung zu Teil.

Das Letztere ergibt sich schon daraus, dass es einer Naturreligion, beruhend auf Grundlagen allgemeiner Vernunftwahrheiten, niemals gelungen ist, eine dauernde, oder überhaupt nur eine Gemeinschaft zu bilden; dass die alte Zeit hiervon ausgeschlossen ist, erhellt von selbst, weil die Naturreligion dort etwas anderes war, als was man jetzt unter diesem Ausdruck erstrebt. Die kirchliche Gemeinschaft aber, auf Grundlage der Offenbarung in Christo gegründet, verlangt mit Notwendigkeit einen Gemeine-Gottesdienst. Wir würden es an uns selbst empfinden, und es brauchte nicht weitläufig auseinanderzusetzen zu werden, wenn das Bewusstsein, Glieder am Leibe Christi zu sein, unter uns recht lebendig wäre. Mit dem Schwinden jenes Bewusstseins hat aber auch unser Gottesdienst eine ganz schiefe Stellung erhalten. Wir meinen immer, dass ich hiermit beginne, die Predigt sei die Hauptsache desselben, deshalb finden wir uns im letzten Gesange, vielleicht gar im letzten Verse ein, singen denselben wohl gar nicht einmal mit und betrachten überhaupt diese Anordnung, als eine dazu getroffene, dass man während der Zeit sich versammle und die hierdurch entstehende Unordnung und Unruhe gewissermaßen durch den Gesang verhindert oder verdeckt werde. Demgemäß entfernen wir uns auch, wenn der Prediger die Kanzel verlässt und unsere Unterhaltung dreht sich nun um die Predigt, als das Einzige, das wir im Gottesdienste gehabt haben. Durch diese Einzelstellung, welche die Predigt in unserm Gottesdienst erhielt, ist manche Einwendung gegen denselben überhaupt veranlasst worden. War nämlich einmal das Gemeindebewusst-

sein dahin, und blieben nun für die Predigt immer dieselben Gegenstände der Behandlung, so konnten träge Gemüter bald sagen: Was soll ich dies immer wieder hören! das weiß ich schon zur Genüge, was ich in der Kirche zu hören bekomme⁵“. So ist's bei der Handhabung des Gottesdienstes auch gekommen, dass an manchen Orten wesentliche Bestandteile desselben allmählich wegfielen (z. B. das Sündenbekenntnis und der Glaube), dass derselbe nach und nach eine solche dürre und hagre Gestalt annahm und die Gemeinde ganz der Willkür dessen Preis gegeben war, welcher die Predigt hielt. Das ist der Weg, auf dem das Schwinden des kirchlichen Lebens den Gottesdienst zum Sinken brachte und der zusammenschrumpfende Gottesdienst wiederum den Verfall des kirchlichen Lebens beschleunigte. - Soll's besser werden, so haben wir Gott zuvorderst zu bitten, er wolle das Bewusstsein unter uns wecken und nähren, dass wir Glieder am Leibe Christi sind und dass die Christen mit einander ein Ganzes bilden, unter Einem Haupte stehend. Dann wird uns in die Kirche führen das Bedürfnis, immer aufs Neue mit einander unsre Hilfsbedürftigkeit auszusprechen und den Weg zu rühmen, auf dem uns Rettung zu Teil geworden ist - so wird im Gottesdienst das Sünden- und Glaubensbekenntnis nicht fehlen dürfen -, ferner das Verlangen, in christlicher Erkenntnis zu wachsen und aus dem Born des göttlichen Wortes immer neuen Trost und neue Kraft zur Heiligung zu empfangen dies die Aufgabe der Predigt, und endlich das eben so rege Bedürfnis, mit und für einander zu beten - dies der Zweck des gemeinsamen Gesanges und der Gebete, welche der Geistliche im Namen der Gemeinde spricht. Alle diese Teile werden als gleich wichtig alsdann betrachtet werden; wir werden nicht, wie es häufig geschieht, Reizung der Tränenröten für das Höchste halten, das der Gottesdienst bewirken kann; denn eine Predigt, die weiter nichts als dies vermochte, würde dann, wie es jetzt nicht der Fall ist, hinter dem Festen und Unwandelbaren der gemeinsamen Andacht verschwinden und nur um so deutlicher uns zeigen, wie sehr wir für die Unerschütterlichkeit unsers kirchlichen Grundes Gott zu loben verpflichtet sind. Das ist also der Zweck, den der Gottesdienst zu erstreben hat. Denen gegenüber, welche die vorstehende Redeweise führen, wird freilich das Gesagte in den Wind gesprochen sein, weil ihnen überhaupt das christliche Bewusstsein fehlt und selbst ihre gepriesene Naturbetrachtung auf den Namen der christlichen keinen Anspruch machen kann. So mögen denn aber allen ernsteren Gemütern diese Worte eine Veranlassung sein, Gott zu bitten, dass er unsre Gottesdienste wieder neu belebe und sich deren wieder

Viele finden, die mit dem Psalmisten sprechen: „Ich habe lieb die Stätte Deines Hauses und den Ort, da Deine Ehre wohnt (Ps. 26,8).“

Quellen:

Sämtliche Texte sind der [Glaubensstimme](#), Stand: Januar 2024, und den dazugehörigen Seiten entnommen. Diese Seiten sind:

[Alte Lieder](#)

[Briefe der Reformationszeit](#)

[Gebete](#)

[Zeugen Christi](#)

Bei vielen, aber nicht bei allen Texten sind auch die Quellen angegeben.

_____-_____-_____-_____-_____-_____-_____-_____-_____-

Die Bücher der Glaubensstimme werden kostenlos herausgegeben und dürfen kostenlos weitergegeben werden.

Anmerkungen

[←1]
Luk. 2,34

[←2]

Mat. 10,34

[←3]

Der Apostel stand in diesem Irrtum nicht allein da, er hatte unter den Judenchristen viele Genossen. Vgl. Apost. Gesch. 11,2,3.

[←4]

Das christliche Leben, seine Entwicklung, seine Kämpfe und seine Vollendung, dargestellt in einer Reihe von Predigten von Dr. Julius Müller. Bresl. 1838. 2te Aufl. Seite 128.

[←5]

Hiergegen heißt es trefflich in einer Tholukschen Predigt (Band III Seite 244): „Es ist allerdings das alte Evangelium, mit dem wir immer wieder auf die Kanzel treten, aber das macht das alte Evangelium immer wieder neu, dass das edle Metall, das aus diesem göttlichen Schacht geholt wird, so viele Gepräge und Formen annimmt, als es Bedürfnisse der Menschen gibt, und wir Prediger rollen nun die Woche über, schmelzen und prägen, was gerade unserer Zeit, was unserer Gemeinde, ja was den einzelnen Herzen, die wir kennen, insbesondere not tut.“ Und folgende Worte, aus derselben Predigt genommen, geben uns Einen der Erklärungsgründe, weshalb es überhaupt dahin kommen konnte, dass Einwände wie die oben erwähnten gegen den Kirchenbesuch gemacht werden: Wenn die Kirchen jetzt leer stehen, wir Prediger dürfen ja die Schuld nicht bloß auf Euch, Zuhörer, wälzen, dass Ihr nicht zu hören wüsstet, wie es frommt; wir wissen auch nicht zu predigen, wie es frommt. Bald fühlen wir nicht, was wir sagen, bald wissen wir nicht recht zu sagen, was wir fühlen, bald lehren wir nicht, was wir sollen, bald lehren wir's, aber so, dass es hier auf der Kanzel ein Wetterleuchten ist über Euren Häuptern, aber nicht ein Blitzschlag in Eure Herzen.“

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	2
Sengelmann, Heinrich Matthias - Verstehst du auch, was du liest? Einleitung	3
Die Verkündigung Simeons, dass Christus nicht bloß zum Auferstehen, sondern auch zum Fall Vieler in Israel gekommen sei, dass er zu einem Zeichen diene, dem widersprochen werde ¹ , und die eigne Aussage des Herrn: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert ² “ hat in der Geschichte der Kirche bis auf den heutigen Tag ihre Bestätigung erhalten. In seiner Person und seinem Evangelio hat sich vorzüglich der Unglaube der Welt kund getan. Zwar hat nun derselbe in den verschiedenen Zeiten seine Formen gewechselt, aber der Gang des Kampfes ist fast immer sich gleich geblieben. Zuerst nämlich pflegte jede besondere Form des Unglaubens sich unter denen geltend zu machen, die der Schrift Meister sein wollten; dann bahnten diese selbst dem Kampf seinen Übergang ins Volk, und hier hatte er seinen Schauplatz auch dann noch, wenn auf wissenschaftlichem Gebiet bereits ganz andere Streitkräfte in ganz anderer Weise sich gegenüberstanden. So geht es denn auch in unsern Tagen. Neue Geg	3
Apostelgesch. 10,35 - In allerlei Volk wer Gott fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm.	5

Jak. 2,24. - So seht ihr nun, dass der Mensch durch die Werke gerecht wird, nicht durch den Glauben.	7
2 Thess. 3,2. – „Der Glaube ist nicht Jedermanns Ding.“	12
Matth. 19,17. - Niemand ist gut, denn der einige Gott.	13
Matth. 7,1 - Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet.	15
1. Thess. 5,21. - Prüft Alles und das Gute behaltet.	17
Ein Jeder wird seines Glaubens selig.	19
Eph. 5,16. - Schickt Euch in die Zeit.	21
Pred. Sal. 7,17. - Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise: dass Du nicht verdirbst.	23
1. Sam. 16,7. - Der Herr sieht das Herz an.	25
Lucä 10,28. - Tue Das, so wirst Du leben.	27
2. Kor. 3,6. - Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.	29
Ap. Gesch. 17,24. - Gott wohnt nicht in Tempeln, mit Händen gemacht.	31
Quellen:	37
Anmerkungen	38